

erweisen sich als unbegründet und haltlos. Zudem wirkt seine Edition dank der Vielzahl von Spalten und wiedergegebenen Versionen überladen und irritierend, so dass man sich nur mit Mühe zurechtfindet. Kurz: Eine „édition satisfaisante“ (S. 29) der Lex Salica stellt die Ausgabe Eckhardts nicht dar, es gibt sie bis heute nicht. Genauere Analysen dieser Edition (mit Seitenblicken auf die Karriere und die NS-Vergangenheit des Editors), aber auch der anderen im vergangenen Jahrhundert unternommenen Versuche, des Textes Herr zu werden, kann man im ersten von insgesamt acht Großkapiteln nachlesen. Relativ ausführlich wird man über die nie zu Ende gebrachte Edition von Bruno Krusch († 1940) unterrichtet, der freilich in seinen letzten Jahren mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen und dessen Sehkraft erheblich nachgelassen hatte (vgl. S. 43). Die Edition, an der später Levison noch weitergearbeitet hat, ist nie erschienen, das Manuskript verschollen. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass C. die Materialien des MGH-Archivs herangezogen hat, was für die Gründlichkeit der Recherche spricht. Relativ kurz wird die für die MGH nicht eben rühmliche Affäre um die Edition von Mario Krammer erörtert. Von der kurz vor dem Erscheinen stehenden und dann auf Grund vernichtender Kritiken (u. a. von Krusch) eingestampften Edition (1915) haben sich einige Probedrucke im MGH-Archiv erhalten, zwei Seiten sind S. 32 abgebildet, völlig sinnlos übrigens, denn lesen kann man so gut wie nichts (dieselben Seiten in einem Exemplar aus dem Nachlass Eckhardts mit Annotationen von Levison S. 52). Das gilt auch für etliche andere Abbildungen, etwa für das in miserabler Qualität wiedergegebene Miniaturstemma von Krusch (ca. 1 x 4 cm, S. 44) und viele weitere, die ebenfalls in sehr schlechter Qualität geboten werden: nicht gerade ein Ruhmesblatt für Lektorat und Verlag. So wenig wie Kruschs Edition ist auch Eckhardts geplante Ausgabe von 1944 erschienen. Sie scheiterte kriegsbedingt hauptsächlich am Papiermangel. Wohl mag sie besser gewesen sein als die erste Edition von 1934 (S. 36–40), in C.s Augen ist sie jedoch nichts als ein „camouflage de l'absence d'édition scientifique“ (S. 56). An Eckhardts Ausgabe(n) übt C. immer wieder harsche Kritik (bes. S. 59–61). Einen Hauptfehler der bisherigen Editoren sieht sie generell in der vergeblichen Suche nach einer „Urfassung“, einem „Urtext“ (vgl. S. 69). Dieser Vorstellung hing auch Eckhardt an, für C. ist der Versuch einer Rekonstitution „du texte original“ eine Art Fata Morgana, „un défi unsurmontable“ (S. 22), und es sei hohe Zeit, sich von solchen Vorstellungen zu verabschieden (S. 156). Damit mag sie wohl recht haben, aber man hätte doch gerne eine klare Alternative. Wie wäre die Präsentation eines Textes möglich, der sich den herkömmlichen editorischen Prinzipien entzieht, für den erst neue Editionswerkzeuge und -methoden entwickelt werden müssten, wenn er nicht „unedierbar“ bleiben soll? Eine Antwort darauf bleibt C. leider (aber verständlicherweise) schuldig. Ob die Lösung in einer Prüfung der hsl. Überlieferung liegt? Darum kreisen die Großkapitel 2–8, sie behandeln Hss.-Gruppen und Hss., zum Teil auch textkritische Probleme. Das kann in diesem Rahmen nicht detailliert erörtert werden, zumal es sich oft um Spezialprobleme handelt, deren Relevanz sich zunächst nur dem Kenner erschließt. Es muss daher mit einigen wenigen Beobachtungen sein Bewenden haben. Die Be-